

Gemeinsam und ergebnisoffen Lebensräume gestalten

Partizipation in der Raumentwicklung für ein Gutes Leben

Ein Interview mit Torsten Klafft, durchgeführt von Martina Hülz

Torsten Klafft ist Architekt und angehender Soziologe. Er arbeitet im Architekturbüro »nonconform«, das von sich behauptet, »nur eigentlich« ein Architekturbüro zu sein. <https://www.nonconform.io/>

Wie finden sich Postwachstum bzw. ökologische, nachhaltige Aspekte hinsichtlich der Gestaltung von Raum – also wachstumskritische Planung im weitesten Sinne – in eurer Arbeit wieder?

Torsten Klafft: Das findet sich schon in unseren Kernthemen wieder. Im Prinzip ist das jetzige »nonconform« als Reaktion darauf entstanden, dass es in Projekten auf einmal Widerstände in der Bevölkerung gab – Widerstände gegen die Planungen von uns und den Verantwortlichen. Das hat uns verduzt, weil wir eigentlich dachten, wir machen was Gutes: sparsamer Umgang mit Grund und Boden, Fokus auf Orts- und Stadtkerne oder nutzungsoffenes Bauen für gemeinschaftliche Raumnutzung zur Schonung von Ressourcen. Warum gibt es bei solchen Ansätzen Gegenwind, wenn diese doch im Sinne aller sein müssten? Da kam der Gedanke, dass wir die Anwohner*innen von vornherein einbinden müssen und sie darüber mitdiskutieren lassen, was eigentlich geplant werden soll. Daraufhin wurde die »nonconform ideenwerkstatt« entwickelt und seitdem schon dutzende Male umgesetzt. Die Beteiligung in Kombination mit nachhaltigen Planungsgrundsätzen ist zu einem sich selbst tragenden Arbeitsfeld geworden.

Wir beschäftigen uns oft mit der Entwicklung in ländlichen Räumen. Und das heißt für uns vor allem Ortskernentwicklung. Wenn Gemeinden bedauern, dass ihre Ortskerne verkümmern, die kleinen Läden schließen, die Hauptstraße vereinsamt oder die Kirche nur noch selten Leben auf den Kirchplatz zu bringen vermag, werden wir beauftragt, mit unserer Exper-

tise etwas beizusteuern. Unser Rezept ist zunächst ganz simpel: Wir laden die Leute vor Ort ein, mit uns über diese Entwicklungen zu sprechen und Lösungsansätze zu entwickeln. Die »nonconform ideenwerkstatt« ist ein Beteiligungsformat, das sehr knapp gehalten ist. Es hat eine Art Eventcharakter: Wir kommen hin, sind drei Tage vor Ort und laden alle in unser offenes Ideenbüro ein. Jede*r kann vorbeikommen und mitdiskutieren und in von uns moderierten Formaten gemeinsam Strategien mitentwickeln. Das Ziel dabei ist, einen individuell auf das Dorf oder die Kleinstadt zugeschnittenen Lösungsweg zu finden.

Kann man davon ausgehen, dass bei der Fokussierung auf die Ortskernentwicklung bei euren Auftraggebern und den dort lebenden Menschen schon eine gewisse Grundvoraussetzung vorhanden ist, nämlich ein Bewusstsein für eine nachhaltige Raumentwicklung?

Torsten Klafft: Viele Auftragbergemeinden haben schon ein Bewusstsein für die Ortskernentwicklung, wir werden dazugeholt, um sie auf diesem Weg zu begleiten. Wir können die Erfahrungen aus einigen Baukulturgemeinden in den Prozess miteinbeziehen, von denen man viel lernen kann. Das Verbessern des Bestands ist oftmals weniger »sexy«, als auf der grünen Wiese etwas Neues zu schaffen. Wir liefern Antworten auf die Frage, wie man auch die Bevölkerung auf dem Weg zur nachhaltigen Ortskernentwicklung gut mitnehmen kann.

Aber die Ausgangslage ist immer unterschiedlich – das, was vor Ort schon an Motivation, Gedanken sowie bereits umgesetzten Projekten vorhanden ist. Mal gibt's das Bewusstsein, dass der Ortskern ein Problem hat, aber dies wird noch gar nicht damit verknüpft, dass es draußen das neue Fachmarktzentrum gibt, das die Leute aus dem Innenstadtkern herauszieht. Oder diese Schlussfolgerungen werden noch nicht von allen geteilt. Oftmals sind es die Protagonist*innen vor Ort, die schon ein paar gute Projekte angeschoben haben und dann mit uns den nächsten Schritt gehen wollen, gemeinsam mit den Anwohner*innen vor Ort. Dann ist es unsere Aufgabe, je nach Situation, den Prozess darauf zuzuschneiden. Wir müssen uns darauf einlassen, was wir in diesem Moment vorfinden. Es soll die Menschen ja mitreißen und überzeugen, es soll *mit* ihnen passieren. Dafür gibt es kein Allgemeinrezept.

Was genau wollt ihr in diese Orte bringen, was treibt euch an? Die Partizipation ist dabei ja das Instrumentarium oder die Methode, mit der ihr das macht, was sich bei der Umsetzung als erfolgreich erwiesen hat.

Torsten Klafft: Ich glaube, es ist zum einen unser Instrumentarium, um notwendige transformative Prozesse in Gang bringen zu können. Zum anderen ist es aber auch genau das, was wir wichtig finden: Es geht um das Gemeinsame im Dorf – drum herum und innen drin –, weil man gemeinsam an einem Ort lebt. Das ist immer der Leitgedanke dahinter. Wie können die Leute vor Ort ihr Leben verbessern und gemeinsam gestalten?

Also ist eure Philosophie die gemeinsame Suche nach dem Guten Leben mit den Menschen vor Ort? Was bringt ihr für eine Botschaft mit?

Torsten Klafft: Was wir mitbringen, sind unsere Erfahrungen von anderen Orten: dass eigentlich immer viele Bürger*innen sehr konstruktiv mitwirken. Auch wenn jemand sagt: »Ich brauch' das Dorf nicht, ich will einfach in meinem Zuhause meine Ruhe haben«, gibt es immer auch jemanden, dem der Ortskern wichtig ist, weil er viele Menschen verbindet und weil man auf die Kraft der gemeinsamen Geschichten vertrauen kann, wenn man alle am Prozess beteiligt. Dann kommen viel mehr Ideen zusammen, was für die Ortsmitte getan werden kann. Darin steckt einfach großes Potenzial, das wir filtern und aufbereiten können. Dazu suchen wir gute Beispiele, die anderswo funktioniert haben, und setzen diese Ansätze mit den Bildern zusammen, die vor Ort existieren. Wir basteln dann zusammen eine Geschichte vor Ort, aus dem Ort.

Es ist die allgemeine Großwetterlage, dass der ländliche Raum wieder als Lebensraum für sehr, sehr viele Menschen wahrgenommen und wichtig genommen wird. Daher werden auch mehr Fördermöglichkeiten für Partizipation geschaffen. Was in ländlichen Räumen oft noch stark vorhanden ist, ist der Gemeinschaftsgedanke. Dadurch kann eine andere Geschichte erzählt werden. Wenn das dann mit einer überzeugten, ergebnisoffenen partizipativen Arbeit verknüpft wird, ermöglicht das auch, in schwierigere Diskussionen zu gehen. Zu oft dringen die Kritiker*innen nicht durch, wenn Planungen zum nächsten Einfamilienhausgebiet laufen. Mit der »nonconform ideenwerkstatt« schaffen wir einen Raum, an dem die Leute offen über die Zukunft des Orts diskutieren können, sich gegenseitig anstupsen und

im Ort neue Energien entwickeln können, um dann gemeinsam weiterzumachen. Das klappt nicht immer, aber oft. Am Anfang ist es »nur« der Ortskern, aber daraus können aktive Gemeinden erwachsen, die ihre Planungen weiter gemeinsam diskutieren und mit einem reflektierten Blick auf die räumliche Entwicklung vielleicht auch andere überzeugen.

Ist die Bereitschaft und die Offenheit bei den Leuten denn immer da? Oder stoßt ihr auch einmal auf Abwehr und Skepsis? Oder trifft ihr auf einen bestimmten Menschentypus, der für Themen der Nachhaltigkeit offen ist?

Torsten Klafft: Es gibt eher einzelne Protagonist*innen in den Orten, die sich dahinter stellen und dann sagen: »Ich habe das für mich verstanden und ich glaube daran und finde das gut«, und wenn das die Bürgermeister*in oder Teile des Gemeinderats sind, dann ist das natürlich sehr hilfreich, weil sie die Verantwortlichen sind. Und auch wenn anfänglich bei manchen Skepsis herrscht, sagen die meisten teilnehmenden Leute recht schnell: »Ah ja, stimmt, das macht irgendwie Spaß, hier mit allen anderen gemeinsam zu diskutieren, und so habe ich das noch nicht gesehen«. Es eröffnen sich Möglichkeitsräume, und oftmals entsteht ein *Spirit*, der die anfänglichen Zweifel oder Hemmungen überwindet. Und dann kommt aber erst die wirkliche Herausforderung, denn die Leute müssen am Ball bleiben, und die Verantwortlichen vor Ort müssen die Ideen dann auch umsetzen – auch wenn es Diskussionen gibt, weil der Parkplatz neben der Kirche in die zweite Reihe wandern soll. Da ist es dann wichtig, dass die gemeinsam entwickelte Vision des lebendigen Kirchplatzes als Ort der Begegnung im Fokus bleibt und dazu motiviert, mutig auch unangenehme Entscheidungen umzusetzen, weil man an das *Ziel* glaubt. Gerade dann hilft es sehr, wenn die Vision nicht nur im Gemeinderat beschlossen wurde, sondern von vielen gemeinsam erarbeitet wurde.

Verfolgt ihr die weitere Entwicklung, oder wie geht es danach weiter?

Torsten Klafft: Zunächst dokumentieren wir unsere Arbeit, schreiben ein Konzept und übergeben es zur Weiterverfolgung an die Gemeinde. In den besten Fällen gibt es direkt eine Option zur weiteren Zusammenarbeit, weil vielleicht im Anschluss weiterführende kleine Workshops verabredet worden sind oder weil es einen Wettbewerb geben soll, den wir als Prozessge-

stalter*innen und Moderator*innen mitbegleiten dürfen. Oder wir unterstützen die Arbeit eines »Kümmerers« wie in Trofaiach in der Steiermark. Dort haben wir vereinbart, dass sie eng mit uns kommunizieren, und wenn es irgendein Problem gab, dann haben wir gemeinsam an der Lösung gearbeitet. Wenn dieser Spirit in eine gemeinsame Weiterarbeit fließt, dann sind wir natürlich eng am Prozess dabei, aber das wird nicht von vornherein vorausgesetzt oder festgelegt – das kann eine Entwicklung sein. Das ist den Leuten vor Ort überlassen, ob sie uns mitnehmen.

Jedes Projekt ist ein potenziell spannendes Projekt, was man eigentlich zehn Jahre verfolgen könnte, denn Ortskernentwicklung erfordert kontinuierliche Arbeit, auch wenn die Resultate meist erst nach ein paar Jahren sichtbar werden. Im Idealfall passiert es, dass wir zur Prämierung des Baukulturpreises im ländlichen Raum eingeladen werden. Aber viele Gemeinden entwickeln sich weiter und gehen ihren Weg ohne uns, auch dann hören wir immer hin, verfolgen das und kommunizieren weiterhin.

Das Thema »Partizipation« ist in den letzten Jahren größer geworden und in Planungsprozessen gesetzlich verankert, Bürgerbeteiligung wurde damit zur Bedingung gemacht. Würdest du sagen: Das ist grundsätzlich der richtige Weg, um nachhaltiger mit räumlicher Entwicklung umzugehen. Oder was sind deine Erfahrungen? Was braucht es noch?

Torsten Klafft: Wir sind sehr dafür, dass Partizipation gerade in räumlichen Entwicklungsprozessen stärker verankert wird – aber nicht nur verankert, sondern auch praktiziert! Weil das einerseits auch diejenigen Themen sind, die die Leute vorm Ofen oder Fernseher weglocken können. Andererseits sehen wir noch zu häufig, dass das halbherzig gemacht wird und in eine Art »Alibipartizipation« abrutscht. Dann kann es kontraproduktiv sein. Ich bin immer erstaunt, wenn von dem »Gespenst der Partizipation« geredet wird oder darüber, dass negative Folgen daraus entstehen. Es gibt Veranstaltungen, auf denen die Besucher*innen, also die Partizipierenden, fast angstvoll angesprochen werden: »Was werden Sie jetzt dazu sagen?« Bricht jetzt gleich der Sturm los? Es besteht die Gefahr, dass es nur als Pflicht wahrgenommen wird, die Bürger*innen einzuladen, und dass die Angst dominiert, dass die Arbeit der letzten Monate kaputt gemacht wird. Das darf nicht zur prägenden Erfahrung werden, denn gute Beteiligung ist wichtig, auch wenn sie wirklich anspruchsvolle Herausforderungen mit sich bringt. Die Sprache

der Planung muss für jede*n verständlich übersetzt werden. Aber auch die Bedürfnisse und Äußerungen der Bürger*innen müssen richtig verstanden und für die Verantwortlichen in mögliche planerische Interventionen übersetzt werden. Also in beide Richtungen. Viele Bürgerbeteiligungsverfahren sind noch von der Haltung geprägt, dass sie gemacht werden müssen, weil sie gesetzlich vorgeschrieben sind. Wenn Planer*innen dann versuchen, die Planung auszudrücken oder Bürger*innen nur halbherzig einbeziehen, dann führt das dazu, dass es eher wieder mehr Zweifel daran gibt, *wie* eigentlich geplant wird. Wenn es im Verfahren nur vorgesehen ist, dass die Bürger*innen den Planungsprozess und die Argumente kennenlernen, dann muss das gut kommuniziert werden. Lockt man die Menschen mit falschen Versprechungen in eine Veranstaltung, damit möglichst viele an der aufwendigen Bürgerbeteiligung teilgenommen haben, dann ist das eher kontraproduktiv.

Also nimmst du uns jetzt die Hoffnung auf eine postwachstumsorientierte, nachhaltige Raumentwicklung durch Bürgerbeteiligung?

Torsten Klafft: Nein! Es ist ein wichtiges politisches Statement, von höchster Ebene zu sagen: »Partizipation bei solchen Verfahren ist wichtig«. Der Raum, die Zeit und auch die Unterstützung durch Fördermittel sind doch da, um viele Sachen auszuprobieren. Wir müssen uns aber selbst hinterfragen, wie wir mit unserer Planungssprache in solche Prozesse reingehen. Wollen wir die Leute wirklich mitnehmen, weil das die Prozesse besser macht? Es gibt die Prozesse, die als Pflichterfüllung verstanden werden, aber immer häufiger wird auch daran geglaubt, dass ein Projekt wirklich besser durch Partizipation wird. Dem einem machen Spaziergänge oder Kochdialoge als Formate Spaß. Wir müssen neue Dinge ausprobieren und beherrscht angehen, aber auch Mut für eventuelle Fehlschläge haben. Da sind schon ein paar gute Rezepte zusammengekommen, die nicht nur wir in unserer Arbeit immer wieder erfolgreich anwenden. Zum Beispiel müssen die Leute nicht immer in einer Sitzformation frontal auf den Veranstalter gucken. Da muss man manchmal auch ein bisschen Leben in die Bude bringen, damit sich alle bewegen und in anderen Konstellationen zusammenkommen. Die*der eine redet vielleicht gerne vor allen Leuten in der Mitte, aber viele andere sagen dann: »Gut, wenn hier hundert Leute in der Runde sitzen, dann brauche ich ja nicht auch noch meinen Senf dazugeben«. Aber in einer kleineren Runde

von sechs, sieben Leuten, die an einem Tisch diskutieren, kommt dann jede*r mal zu Wort. Es ist wichtig, diese Zugänge zum Teilnehmen zu öffnen. Unser Ideenbüro ist so ein Angebot, wo jede*r am Tag mal vorbeikommen kann und sich das, was am Abend vorher diskutiert wurde, am Flipchart anschauen kann. Im persönlichen Gespräch sagen diese Leute dann auch, was sie für Gedanken und Wünsche für ihren Ort haben.

Deine Überzeugtheit von der Sache überzeugt mich auch! Woher kommt das? Wie gut fühlst du dich als Planer und als Architekt durch deine Ausbildung ausgestattet, genau diesen Job so motiviert zu machen?

Torsten Klafft: Ich habe nach meinem Architekturstudium zwei Jahre klassisch als Architekt gearbeitet und für mich festgestellt, dass mir eigentlich jegliches Wissen darüber abging, was den sozialen Raum ausmacht. Deswegen habe ich dann angefangen, Soziologie im Master dranzuhängen, um zu verstehen: Wie funktioniert eigentlich die Gesellschaft, welche die Räume nutzt, die wir munter vor uns her entwerfen? Architekten entwerfen doch eigentlich immer auch Gesellschaft mit, aber die sieht oft anders aus als das utopische Gesellschaftsbild aus Zeitschriften, wo alle glücklich mit dem Kinderwagen und dem Sonnenschirm durch die Gegend spazieren. In der Realität wird oft nicht gefragt, wie die Leute dahin kommen sollen oder warum sie an die schillernden Zeitschriftenorte gehen sollten, die im Kämmerlein gestaltet wurden. Ich sehe die Planung und den Planer*innendiskurs mittlerweile sehr kritisch. Viele Diskurse über die Menschen, die die Räume nutzen – in ihnen leben –, finden innerhalb der Planer*innenszene statt. Es bedarf, glaube ich, noch viel Mut dazu, zu sagen: »Na gut, lass uns doch mal herausfinden, wie wir herausfinden, ob die Leute das auch wollen oder ob die Leute die Bedürfnisse bestätigen, für die wir gestalten oder welche Räume sie nutzen möchten oder vielleicht, welche Räume sie brauchen, um selbst ihren Lebensraum zu gestalten«.

Ich finde es im Nachhinein eher schockierend, wie wenig solcher Fragen im Studium behandelt wurden, weil es viel Wissen dazu gibt. Ich glaube, es kann sehr viel durch einen breiteren Austausch zwischen Architektur und Geisteswissenschaften entstehen. Sich von Anfang an zu fragen, wie denn das neu Geplante genutzt wird, ob das gut funktioniert oder wie es in eine ganzheitliche Nachhaltigkeitsdebatte passt – Aneignung, Umnutzung und Vielfältigkeit von Räumen für verschiedenste Gruppen von Nutzer*innen,

die den Ort für sich kreieren und ihn zu ihrem Ort machen, sollte neben der Funktionalität von Räumen eine wichtigere Rolle spielen. Die Stadtplanung ist in dem Bereich schon etwas weiter.

Das ist ein grundsätzliches Problem von Wissenschaft und Praxis und von der Verknüpfung von beidem und auch von dieser alten Debatte, dass Hochschulen Wissenschaft betreiben und keine Ausbildung.

Torsten Klafft: Ja, aber ich habe Architektur an der Fachhochschule studiert. Da wurden wir auf die praktischen Anforderungen an einen Architekten hin ausgebildet, also für die Anforderungen, die in einem Architekturbüro abverlangt werden. Aber genau dieses praktizierte Berufsbild, das an meiner Architekturhochschule reproduziert wurde, beschränkt sich darauf, Planung für die Auftraggeber*in auszuführen. Es ist natürlich schwierig, im Alltag gesellschaftliche Ideale umzusetzen oder mit den Auftraggeber*innen darüber zu verhandeln, aber mir wäre wichtig, dass es auch darum geht, eine Haltung zu entwickeln und in die Planungsprozesse einzubeziehen. Ich hätte mir zum Beispiel im Nachhinein gewünscht, dass in meinem Studium auch kritisch über etablierte Wohnstandards diskutiert worden wäre. Muss eine Wohnung, die man mit einem Wohnberechtigungsschein kriegen kann, nur aus den Minimalstandards bestehen, wo es doch sozialwissenschaftliche Erkenntnisse dazu gibt, dass diese Bauweise mit den Minimalstandards eine recht beliebige Festlegung ist, die eigentlich konträr dazu geht, wie Leute mit Räumen umgehen? Will man als junge*r Architekt*in »gute« Sozialwohnungen mitentwickeln, braucht es nicht nur Mut und Überzeugung, sondern auch Zugang zu kritischen Diskursen, die an vielen Architekturhochschulen noch zu selten geführt werden. Die Architektur erscheint mir oft etwas behäbig darin, wissenschaftliche Erkenntnisse zu diskutieren, die ihrem Selbstverständnis widersprechen. Oft schwingt in der Ausbildung ein sehr generalistischer Habitus der Moderne mit, was auch dazu führt, dass viele der spannendsten Kolleg*innen sich zunächst sehr kritisch mit ihrer eigenen Ausbildung auseinandersetzen mussten. Da gibt es noch viel Potenzial, dass dazu führen kann, dass sich mehr junge Planer*innen mit ihrer Arbeit identifizieren können und viele innovative Ansätze entstehen.

*Ich würde gerne mit diesem gesellschaftszentrierten Blick, den du gerade hervorgehoben hast, den Bogen zu Postwachstum, nachhaltiger Raumentwicklung und nachhaltiger Raumgestaltung schlagen: Wie können Geograph*innen, Planer*innen, Architekt*innen diese Ideen umsetzen?*

Torsten Klafft: Zum einen braucht es eine Planer*innenschaft, die den Mut hat und daran glaubt, dass man durch gemeinschaftliche Ansätze das Zusammenleben gut gestalten kann. Dann braucht es auch Verantwortliche, die den Mut haben, dies zu unterstützen, und die Instrumentarien bereitstellen – wie Fördermittel –, die das ermöglichen. Es braucht offene Prozesse und Experimente. Jeder Ort braucht sein eigenes Experiment, aber das muss in die Förderformulare passen. Und am schönsten wäre natürlich, wenn an den wiederbelebten Wirtshausstammtischen aktiv, differenziert und mit allem Herzblut über die Postwachstumsideen gestritten werden würde – in einer Sprache, die niemanden an der Diskussion darüber ausschließt, wie man denn gemeinsam leben möchte.

Wir reden bei »nonconform« gerne vom »schönsten gemeinsamen Nenner«: zwischen den Bürger*innen vor Ort, den Verantwortlichen, der Verwaltung und allen, die ein Interesse daran haben, den sogenannten »Stakeholdern«. Es entsteht mehr als der kleinste gemeinsame Nenner, wenn nicht nur darüber geredet wird, *wogegen* man ist, sondern wenn alle versuchen, die Bedürfnisse des Gegenübers zu verstehen. Gelingt es, alle zusammenzubringen und gemeinsam eine Lösung zu entwickeln, dann entsteht ein Mehrwert für alle. Der »schönste gemeinsame Nenner« ist größer als ein zähneknirschender Kompromiss.

Das passt doch zu Postwachstum, wo es nicht grundsätzlich um weniger Wachstum geht, sondern darum, dass die richtigen Dinge wachsen, wie in eurem Fall der gemeinsame und zugleich schönste Nenner für ein Gutes Leben. Insofern passt diese Haltung in diese Debatte sehr gut.

Torsten Klafft: Genau. Was können wir alle gewinnen, wenn wir uns auf das Gemeinsame fokussieren?

Das ist doch ein schönes Schlusswort. Begeben wir uns weiter in Experimente, um das herauszufinden und zu verbreiten. Vielen Dank, Torsten.

